

*Ben A. Deyval*

**K(L)EINE T.RÄUME □**

**Medizin-Geschichten**

**Die Nullnummer**

Alle Personen, Handlungen und Lokalitäten  
sind *hier* völlig frei erfunden.  
Alles hätte aber genau so  
passiert sein können.  
Denn die Motivationen im Hintergrund  
bleiben immer dieselben.

**Beipackzettel eines sehr bitteren Medikamentes:**

Dieser Roman ist eine Zumutung. Es spiegelt das Gemeinste wider, was Ärzten in Deutschland während ihres Berufslebens widerfährt – und was sie selber unwillentlich anrichten, indem sie brav befolgen, was sie eingetrichtert bekommen haben.

In der Serie K(L)EINE T.RÄUME stellt dieser „Band 0“ das Prequel dar, den Vorläufer, um mit aller Deutlichkeit `im Bukowski-Stil` die Absurdität und den Missbrauch des Gesundheitssystems in Deutschland darzustellen. Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker...

Vielen Dank an meine\_n bewährte\_n Lektor\_in für seine/ihre scharfsinnigen Inspirationen! Sie/er durfte dafür auch inhaltlich mitentscheiden, wer der Mörder der fiesen Pharmachefin Barbie Steiner sein sollte.

Ein besonderer Dank gebührt meiner Korrektorin A.S., die mir nicht nur für ein hochinteressantes Gespräch über Inhalt und Stil (Stichwort: „Ellipsen“) meines Romans zur Verfügung stand, sondern mit mir eisern um jedes inflationär überbordende Komma kämpfte, das mir beim `Infinitiv mit zu` nach alter Rechtschreibtradition implantiert worden war.

# **K(L)EINE T.RÄUME**

## **Medizin-Geschichten**

Die Nullnummer

**Ben A.Deyval**



Für Uta.

## **Impressum**

Texte: © 2020 Copyright by Ben A. Deyval  
Umschlag: © 2020 Copyright by Ben A. Deyval  
Verlag: Ben A. Deyval  
c/o Werneburg Internet Marketing und  
Publikations-Service, Philipp-Kühne-Str.2,  
99817 Eisenach  
[www.kleine-t-räume.de](http://www.kleine-t-räume.de)  
Druck: epubli - ein Service der neopubli GmbH,  
Berlin  
ISBN: 978-3-7531-0873-5 (404S., 18,- €)

## *Hamburg-Altona, Reha-Klinik*

Lassen Sie mich durch, ich bin Arzt! Na ja, nicht ganz aus Überzeugung, das gebe ich zu, aber immerhin bin ich ordentlich approbiert. Sogar eine richtige medizinische Doktorarbeit kann ich vorweisen, hab ich noch während des Studiums erarbeitet, nach bestem Wissen und Gewissen. Wie man das halt damals so machte, weil alle es so machten. Mein Name ist Gabriel, genauer gesagt: Dr.med. Gabriel Godlosz. Mit weichem `sch´ am Ende gesprochen, aber eigentlich ist es auch egal. Bedeutungslos! Ich erzähl´ Ihnen später auch, warum. Mein größtes Problem ist eine grässliche wiederkehrende Langeweile in meinem Leben. *Chillen* nennt man das heute elegant, aber es gibt mir nichts, irgendwo mit Freunden abzuhängen. Bisschen Action will schon sein, oder? Wenn ich nicht zu faul wäre zum disziplinierten Meditieren, dann könnte ich aus der Not meiner Langeweile eine Geistestugend machen und zum Zenmeister avancieren. Aber seien wir ehrlich: Unser vernetzt globalisiertes Leben ist so schrecklich kompliziert und aufregend und ich bekomme´ mein eigenes Kopfkino nicht gut sortiert. Neuerdings widme ich mich lieber virtuellen Aktivitäten in der Hoffnung, durch künstlich erzeugte Bilder die Welt vor dem sicheren Untergang retten zu können. Ich hacke Accounts von Leuten im Auftrag bestimmter medizinischer Firmen. Also für die Guten. Glaube ich jedenfalls. Wie es dazu kam? Wollen Sie das wirklich wissen? Okay, ich nehme Sie mit auf eine Reise.

Die Reise ins Ich. Aber ich warne Sie: Es könnte schwierig werden. Kompliziert, unübersichtlich, wenn Sie wissen, was ich meine... Denn Menschen sind keine Computer. Ihre Emotionen sprengen gelegentlich alle Voraussagen. Und auf zutreffende Voraussagen wetten alle Internetkonzerne. Dazu später mehr. Erst einmal sollen Sie wissen, mit wem Sie es hier zu tun haben werden:

Vor einigen Jahren schloss ich ein Studium der Humanmedizin in einer deutschen Großstadt ab. Mit drei Staatsexamina, Approbation, Dokortitel und allem Pipapo. Nach dem ganzen Stress des besinnungslosen Auswendiglernens und bevor ich ins großartige Berufsleben aufbrach, wollt´ ich aber erstmal die USA-Reise antreten, die meine Eltern mir zum bestandenen Dritten Staatsexamen geschenkt hatten. Übrigens Gesamtnote zwei, so ganz schlecht war ich nicht beisammen. Dies nur zu Ihrer Information, falls Sie glauben, ich sei ein fauler Sack gewesen.

Ich kaufte mir vor Ort in den *States* einen coolen alten *Mustang* – irgendjemand hatte die Flagge der USA, das *Starsprangled Banner* auf die Motorhaube lackiert – und fuhr drauflos, von Ost nach West, wie es sich alle Deutschen immer erträumten. Zumindest bevor die `Achse des Bösen´ das Multikulti-Thema schwierig werden ließ... Irgendwie blieb ich dort hängen. Keine Lust, zurück ins graue, kalte und überstrukturierte Kleindeutschland zu gehen und dort als Arzt in Achtzigstundenwochen zu schufteten. Ab und zu bat ich meine Eltern um Geld, wenn meine Kiste mal wieder repariert werden musste oder ich die Motels an den Highways nicht mehr bezahlen konnte. Damals gab es noch die *Western Union*, eine prima Erfindung für unkomplizierten Geldtransfer. Besser als Reiseschecks. Mein Vater hatte schließlich die Nase voll von meiner `Drückebergerei´, wie er es nannte. `Drückeberger´, ein typisch deutscher Ausdruck. Wie heißt das eigentlich auf Englisch? `Pressmountaineer´? Spaß beiseite: Als ich meinen alten Herrn wieder mal um Kohle bat, weil mich der *Senior Assistant* von Kentucky Fried Chicken rausgeschmissen hatte – ich hatte das Klo mit dem falschen Lappen geputzt –nahm Dad meine E-Mail zum Anlass, mir in seinem unnachahmlichen Telegrammstil mitzuteilen, dass er mir ein Flugticket am Flughafen Denver hinterlegt hatte. Woher er

wusste, dass ich auf der Interstate 70 unterwegs war, erschloss sich mir nicht, aber es schien ernst. Er schrieb sonst nie Mails. Nie! Mutter musste ihm gezeigt haben, wie das geht.

Er beorderte mich also stracks nach Hause zurück und ich wusste auch warum und wofür: Zahntag! Es war Zeit, unsere große norddeutsche Landarztpraxis zu übernehmen. Sie hatten in mich und das Studium investiert, um den Familienbetrieb aufrecht zu erhalten. Da ich nie richtig streiten gelernt hatte geschweige denn jemals selbst mit ordentlichem Arbeitsvertrag Geld verdient, fand ich mich von einem auf den anderen Tag sonnengebräunt, gut erholt und gänzlich unbedarft in oben genannter Praxis wieder. Mit meiner gesamten Familie als lebendem Praxisinventar. Meine Mischpoke holte mich so freudig wie erleichtert vom Flughafen ab und nahm mich fortan ohne Pause in Beschlag. Strafe musste sein, fanden die Geschwister, die brav mit den Eltern bei Hamburg im Dienste der Gesundheit ausgeharrt hatten: Sie verhafteten mich einfach und pflanzten mich in die Praxis ein wie eine Zimmerpalme. Nachdenken hatte ich weder im Studium noch in den USA gelernt – wieso auch? – sodass ich einfach drauflosarbeitete. Ganz neue Erfahrung, aber gar nicht so schlimm wie man meinen sollte. Ich brauchte ein wenig Eingewöhnungszeit, dann ging es. Meine drei Geschwister und meine Mutter im Praxismanagement halfen mit und soufflierten mir jeden Fachbegriff, erklärten mir jeden über Jahrzehnte eingeübten Handgriff, bis ich es auswendig herbeten konnte und auf Autopilot schaltete. Gar nicht so übel: Ich sagte die immergleichen Sätze zu den immergleichen Beschwerden der ewiggleichen Patienten und nach einiger Zeit konnte ich dabei sogar abschalten und tagträumen. In Gedanken versetzte ich mich auf eine palmengesäumte Robinsoninsel, wo Freitag mir

einen Mojito servierte und eine eingeborene Schöne meine... Füße massierte. Oder sowas. Tagein, tagaus, vierundzwanzig Stunden am Tag halb auf Sendung, wie in Trance, und nachts Bereitschaft. Der Tag und die Nacht unterschieden sich immer weniger. Immer war man als Praktiker wichtig, immer wurde nach meiner Meinung gefragt, aber *was* man dann sagte, spielte irgendwie keine echte Rolle. Die Familie absorbierte alles, fing mich auf und Fehler ab. Per Sonderregelung der Kassenärztlichen Vereinigung Schleswig-Holstein durfte ich ohne Facharztprüfung im Familienbetrieb Hausarzt werden; die Netzwerke mit Kollegen, Kliniken und Pflegeheimen standen schließlich schon vor meiner Zeit. Mutter regelte alles. Was mochte mein Vater in all den Jahren bei der Arbeit empfunden haben? Hatte er das Gleiche gefühlt wie ich – und war das der Grund, warum er so sparsam kommunizierte? Er hatte sich durch spontanes Ableben rechtzeitig einer genaueren Nachfrage entzogen, kurz nachdem ich aus den Staaten zurück war. Umgebracht hatte er sich zwar nicht, zumindest nicht direkt, aber gesund gelebt hatte er auch nicht gerade. Der Arztberuf in Deutschland ist ein Suizid auf Raten, sagt man in Kollegenkreisen. Das wusste ich zu dem Zeitpunkt aber noch nicht, denn mit Kollegen hatte ich kaum Kontakt. Meine Mutter und meine beiden Schwestern schmissen den Tresendienst in der Praxis und nordeten die Arzthelferinnen ein; mein jüngerer Bruder, leider alkoholkrank, fuhr mich in unserem mächtigen Hummer, dem Allrad-Panzer-Riesen- SUV – supercooles Teil, das kann ich Ihnen flüstern! – zu den Hausbesuchen und spielte aufopferungsvoll das Mädchen für alles. Stets im Dienste des Patienten: Husten-Schnupfen-Heiserkeit? Ehekrise- Bauchschmerz- Selbstmord? Familie Godlosz löst alle Ihre Probleme. Zuverlässig und mit lebenslanger Garantie. Tag und

Nacht immer für Sie da! Stets zu Diensten fast zum Nulltarif, besser als jeder Mafia-Patenverein. Noch Wünsche offen?

Nach einigen Jahren maß- und zeitloser Knechtschaft in ödestem Landstrich konnte ich plötzlich meine rechte Körperhälfte nicht mehr bewegen und durfte nun selbst ins Krankenhaus. Endlich Urlaub! Von hundert auf null durch Mutter Natur ausgebremst, fing ich sofort an, mich zu langweilen – die Lähmung war wohl nur psychosomatisch, sagten sie, nachdem sie mich durch alle verfügbaren neurologischen und kardiologischen Gerätschaften geschoben hatten – und verbrachte die Reha-Zeit damit, mich durch die vorhandenen Fernsender zu zappen. Um anstrengende Behandlungen drückte ich mich so gut es ging. Dabei kam mir wohl zugute, dass ich einerseits ärztlicher Kollege und andererseits mit kindlich großen Augen gesegnet war, mit denen ich Menschen extrem traurig anblicken konnte wie ein Cockerspaniel. Jeder fiel darauf rein. Die Termine bei der Psychologin waren nett. Ich quatschte sie einfach mit meinen Reise-Erlebnissen aus den Staaten zu und den Rest der Zeit verbrachte ich im Einzelzimmer auf meinem Bett. Der Riesenfernseher half mir bei der Bewältigung meiner Depression. Beim Durchzappen der Programme stieß ich auf einen Gesundheitskanal mit medizinischen Werbesendungen, die lauter glücklich grinsende Ärzte an azurblauen Meeresbuchten zeigten. Wahlweise auch mit der Kulisse berühmter Städte Europas im Hintergrund. Die Kollegen gingen dort augenscheinlich sehr lukrativen 'ganzheitlichen' Tätigkeiten nach. Es sah aus wie das, was ich eingangs als gepflegtes *Chillen* bezeichnet hatte, brachte aber anscheinend gut Geld, denn alle Aktivitäten fanden in Luxushotels mit Spa-Bereich statt. 'Balneologie' nannten sie es, 'Badeheilkunde', aber gelegentlich wurden auch

Schönheitsoperationen beworben. Interessant! Ich dachte zunächst, ich wäre in eine Wiederholungsstaffel des guten alten Traumschiffs geraten. Soll es ja immer noch geben, nur die Kapitäne und Chefstewardessen werden immer mal wieder ausgetauscht. Statt Sascha Hehn und... wie hieß die Tante damals noch?... gab's also auf dem *Screen* eine Menge knackiger, gutgelaunter, bunter Heinis und einige schicke Tussis, die sich einen Sport daraus zu machen schienen, ihr Arzt-Dasein mitten im *dolce vita* zu feiern. Die Erleuchtung traf mich wie ein Schlag, und diesmal war's fast ein echter, ich schwör's:

DAS! WAR! ES! Warum nicht das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden und den Menschen so helfen, dass alle davon profitieren, fragte ich mich gleichermaßen ent- wie begeistert. Vor lauter Aufregung über meine neue berufliche Idee vergaß ich fast, mir die Nummer zu notieren, die am unteren Ende im Banner erschien. Eine italienische Vorwahl? Hm, ich konnte doch gar kein italienisch. Egal – wer nicht wagt, der gewinnt auch nix. Mein Freifahrt-Ticket raus aus der familiären Landarzt-Hölle. Halleluja, Zeit für etwas Neues! Besser als Frühberentung war es allemal.

### *Brandenburg, Kleinstadtpraxis*

Dr. Tanja Gradinski war zu DDR-Zeiten Kinderärztin an der Charité Berlin und hatte sich nach der Wende als Hausärztin auf dem Lande niedergelassen. Genaugenommen war es eine gutbesuchte Praxis am Rande einer Brandenburger Kleinstadt, aber da in den sogenannten 'Nullerjahren' eine drastische Abwanderung und Landflucht stattfand, ein Ausbluten der Bevölkerung, konnte man die Lage durchaus 'dörflich' nennen. Tanja und ihr Mann, der Ingenieur Dr. ing. Peter Gradinski, hatten das Zweifamilienhaus so umgebaut, dass daraus eine Praxis mit Parkplatz und Spielplatz geworden war. Nicht nur ein Schmuckstück, sondern auch ein Vorzeigeprojekt für die Landesärztekammer. Deren Vertreter aus Potsdam ließen sich immer mal gerne mit Politikern aus der Region blicken, um die Bedingungen für ländliche Gesundheitsversorgung zu planen. Das hätte sogar als weitsichtig bezeichnet werden können, wenn die Arbeitsunterbrechungen im laufenden Patientenbetrieb nicht so nervig gewesen wären. Immer wenn eine schwarze Limousine mit Potsdamer Kennzeichen auf den Notarzt-Parkplatz rollte und zwei bis drei Menschen ausstiegen, musste der Betrieb stillstehen, bis alle wichtigen Menschen alle Behandlungs- und Untersuchungsräume visitiert hatten. Dabei war es natürlich wesentlich, dass die Chefin persönlich die Herren durch die Räume führte und stolz lächelnde Patienten zeigte. Von einer kleinen Angestellten wollte man sich schließlich nicht die Lage vor Ort erklären lassen. Tanja war es gewohnt in flacher Hierarchie eines eingeschworenen Teams mit Helferinnen zu arbeiten, aber die Begehungen ließen sie immer aufs Neue hoffen, dass es irgendwann auch eine Kollegin in die Nähe verschlug, um die Arbeit – sprich: den Kassensitz mit zweitausend Scheinen pro Quartal – aufzuteilen. Tanja arbeitete sehr, sehr gerne, war äußerst beliebt bei ihren Patienten, aber die zunehmende Bürokratisierung

machte ihr zu schaffen. Auch alle gutgemeinten Geschenke ihrer dankbaren Patientinnen, Blumensträuße, Weinflaschen, Pralinen, selbstgemachte Marmeladen und Strickmützen, all das konnte sie nicht darüber hinwegtrösten, dass die Arbeitsverdichtung immer schlimmer, die technischen Hindernisse immer größer und die Forderungen vonseiten der Gesundheitspolitik immer dreister wurden. Gerade war die eine Hälfte ihres Teams zu einer kostenintensiven Fortbildung unterwegs für die geplante Umstellung der Abrechnungssoftware bei den Betriebssystemen der Krankenkassen.

Gestern war wieder so ein ominöser 'Tag der offenen Tür' gewesen, wie die Ärztin spottete: Limousine rauf auf den Chefparkplatz, Anzugträger steigen aus, der eine zeigt dem anderen großzügig das Anwesen und stellt ihm schließlich die Chefin vor, die aus dem Arztzimmer herauskommt, als sei sie seine Assistentin. 'Das eitle Funktionärsgetue und Rumgeockel hat sich seit DDR-Zeiten nicht die Bohne verändert', dachte Tanja resigniert, straffte die Schultern und gab dem Besucher von der Betriebskrankenkasse mit größtmöglicher Druckkraft die rechte Hand. Zeigen, wer in diesen Räumen das Sagen hatte, umschalten vom Dienst- in den Herrschermodus. An der Charité hatte sie gelernt sich gegen diese Art hierarchische Selbstverständlichkeiten durchzusetzen.

Der Eingang der Praxis war nass und dreckig vom Schneematsch, den die Patienten von draußen hereintrugen. 'Schuhe ausziehen lassen ist noch schlimmer', dachte Andrea, die Sprechstundenhilfe, 'in dem Gestank möchte ich nicht sitzen. Dann lieber wischen.'

Nachdem sie den Matsch von den Füßen gestampft und ihre Mäntel ganz selbstverständlich in die Garderobe am Eingang gehängt hatten, sah sich der Regionalchef der Betriebskrankenkasse jovial bewundernd in den Räumen um, wie

alle vor ihm, und wollte dann – wie alle vor ihm – etwas Superschlaues von sich geben. Nach einigem „Ah ja“, „Ähh gut so“ und „Hm, nicht übel, muss ich zugeben“ verstieg er sich zu dem Vorschlag, hier zusätzlich ein ambulantes Physiotherapiezentrum einzurichten, denn daran hätte es in der Region ja unbedingt auch noch Bedarf. Das Blöde daran war, dass er es nicht zur Chefin selbst sagte, sondern zum Angestellten der Ärztekammer. Der nickte bedeutungsvoll zurück und sagte: „Ja, das haben wir schon im Programm, wir müssen nur noch die Ärzte hier überzeugen.“ Tanja kochte innerlich vor Wut, ließ sich aber nichts anmerken. Nur Sandra am Tresen spürte, dass die Ärztin drauf und dran war, den Besuch hochkant hinauszwerfen. Letztlich lief es aber wie immer, auch das wusste Sandra schon im Voraus.

Denn die freundliche Tanja, die keinem ihrer Schutzbefohlenen ein Haar krümmen konnte, pflegte den Besuchern aus der Landeshauptstadt nur zu sagen: „Bringen Sie mir beim nächsten Besuch bitte ärztliche Unterstützung mit, dann können wir Sie weiter so freundlich anlächeln in *unserer Arbeitszeit*. Aber kommen Sie mir nicht mit Vorschlägen, wie ich hier umzustrukturieren habe, damit ich *noch mehr* Patienten durchschleusen kann!“ Sie zeigte auf das volle Wartezimmer. Die Patienten waren ganz entzückt und blickten die Männer in ihren Jacketts und Anzügen mit fröhlicher Erwartung an. Es war wie in einer Theatervorstellung: `auf dem Dorf` eine willkommene Abwechslung. Zu ihren Patienten, es waren einfache Bauern, Friseurinnen, Verkäufer, rief Frau Doktor dann mit strengem Ton hinüber: „Sie müssen jetzt ganz ernst gucken und nachdrücklich mit dem Kopf schütteln, damit die Herren hier erkennen, dass es *nicht* gut läuft und wir alle schrecklich überfordert sind!“ Woraufhin die Wartenden erst recht in heiteres Gelächter ausbrachen, was dem Ernst der Lage deutlich widersprach. Immer

lief es so, denn es war eine gute Atmosphäre in den Räumen. Dagegen konnte man nix machen, es lief einfach prima.

Heute, am Tag nach dem Intermezzo, saß Tanja im Sprechzimmer auf der Liege neben einem Patienten mit muskulös nacktem Oberkörper, dem sie gerade mit ihrem Stethoskop den Brustkorb abhorchte. Der Mann in den Fünfigern hatte seine Frau mitgebracht, was auf dem Land bei einfachen Menschen häufig vorkam. Frauen untereinander besaßen die bessere Kommunikation, wenn es um die Wahrnehmung von Gesundheitsproblemen ging. Die Männer aus dem Baugewerbe hingegen waren zumeist Profis im Beseitigen von akuten Hindernissen. Tanja sagte also: „Bitte ein paar Mal tief ein- und ausatmen...“, und versetzte jedes Mal ihr Horchgerät, bis sie alle Quadranten der Lunge von hinten abgehört hatte. Dann: „Und jetzt normal atmen, bitte.“ Die Doktorin horchte vorne über der Herzgegend die Klappengeräusche ab, zog dann das Stethoskop herunter und sah dem Patienten streng in die Augen.

„Seit wann ist Ihnen so komisch?“ –

„Jaaaa, weiß nicht so recht, Frau Doktor. Seit ein paar Tagen?“ –

„Seit mindestens sechs Wochen, seit Januar“, warf seine Frau ein, die auf dem Besucherstuhl am Arztschreibtisch saß. „Ihm wurde abends beim Tatort plötzlich schwindelig, sodass er sich hinlegen musste. Das ist ihm noch nie passiert.“ –

„Stimmt das?“, fragte die Ärztin den Patienten, „oder gab es vorher nicht doch Anzeichen für Schwächeanfälle?“

Der Patient fühlte sich sichtlich unwohl, zwischen beiden Frauen eingeklemmt. Aber letztlich wusste er, dass es um Leben und Tod ging. Letztes Jahr war der Bauleiter einfach auf der Baustelle umgekippt. Mausetot. Herzinfarkt. Der Kollege war erst zweiundfünfzig Jahre alt.

„Wie viel rauchen Sie? Eine Schachtel?“ –

„Woher wissen Sie das?“ –

„Sie riechen nach Rauch“, lachte Tanja gutmütig, „und wenn Sie tief atmen, verteilt sich die Luft aus Ihrer Lunge im ganzen Raum. Da haben alle was davon.“ –

„Aber auf der Baustelle zündet man sich eine an, und dann drückt man sie schnell wieder aus, weil man weiterarbeiten muss“, verteidigte sich der Patient. „Man kommt gar nicht dazu, die ganze Zigarette aufzurauchen. Bei dem *Schietwedder* schon gar nicht.“ –

„Deswegen sind es ja oft zwei Päckchen, nehm ich an, oder?“ Tanja grinste breit. „Haben Sie schon mal dran gedacht, das glühende Ende nach ein paar Zügen abzuknipsen und den Rest später weiterzurauchen? Schmeckt zwar nicht, geb ich zu, aber spart Geld.“

Der Patient schaute jetzt genauso verblüfft wie seine Ehefrau. Die Ärztin zwinkerte ihnen fröhlich zu.

„Früher selber mal geraucht. Verdammt ungesund, kann ich Ihnen sagen“, erklärte sie und wurde dann aber ernst.

„Also eine Schachtel pro Tag, seit...“ – sie taxierte ihn streng – „vierzig Jahren? Kommt das hin?“

Der Patient nickte stumm.

„Also haben wir vierzig Schachteljahre. Da kommt schon was zusammen in Ihrer Lunge. Mit dem Teergehalt könnten Sie eigentlich gut die Bundesstraße reparieren. Aber na ja, *niütschanix*, wie man im hohen Norden sagt. Jetzt ha'm wir den Salat. Sie haben eine chronische Bronchitis wenn nicht sogar *mehr*, aber wir müssen auch das Herz überprüfen.“

Tanja wandte sich an die Frau drüben am Tisch. `Sie kommt grad vom Friseur`, dachte sie. `Dass die immer noch mit dem Blaustich aus Margot Honeckers Zeiten arbeiten, ist echt ein Anachronismus. Sieht fast schon wieder modern aus. Irgendwie cool.` Laut fragte sie: „Was ist mit Herzschmerzen bei Ihrem

Mann? Hat er sich öfter auf das Brustbein gefasst? Oder beim Schneeschieben über Armbeschwerden links geklagt?“

Die Frau schüttelte erst energisch den Kopf mit den frisch gefärbten, ondulierten und sorgfältig gelegten Locken, dann hielt sie erschrocken inne: „Oh. Jetzt wo Sie es sagen... Andi war im Herbst beim Orthopäden, weil sein Ellenbogen immer so wehtat. Wir dachten, das sei von der schweren Arbeit auf dem Bau? Er hat eine... eine Armspange verordnet bekommen, auch ne Spritze gekriegt, aber genützt hat das alles nichts.“

Wieder blickte die Ärztin den Mann direkt an: „Sie sollten wirklich öfter bei uns vorbeikommen, jedes Jahr einmal zum Gesundheitscheck...“ –

„Aber die Kasse bezahlt doch nur alle zwei Jahre, dachte ich“, unterbrach die Ehefrau.

Tanja schüttelte den Kopf: „Männer Ihres Kalibers kommen oft, wenn es zu spät ist. Sie sind gewohnt, alle Beschwerden zu unterdrücken, sonst könnten Sie die harte Arbeit auf dem Bau gar nicht machen. Wir machen jetzt einen kompletten kardiopulmonalen... einen Check für Herz und Lunge. Ich muss Sie leider ein bisschen rumschicken, bis wir wissen was Phase ist.“ Die Ärztin sah ihrem Patienten fest in die Augen. „Und wenn Ihre Regierung die Organisation übernimmt, dann wird nicht gemeckert, okay?“

Der Patient senkte den Blick und nickte ergeben. Seine Frau grinste. Frau Doktor Gradinski wusste, wie man mit `uns Leuten vom Land´ redet. Deswegen war sie ja auch so beliebt.

Spät am Abend saß Tanja noch am Schreibtisch und erledigte die Abrechnungen. Das Dokumentieren dessen, was sie tagsüber am Patienten geleistet hatte, war das geringste Problem. Auch Dienstpläne für die Mitarbeiterinnen zu erstellen, freie Zeiten zu planen und mit allen Familienbedürfnissen abzustimmen, war für

sie kein Ding. Nervig waren all die vielen kleinen Begleiterscheinungen: Diagnosen verschlüsseln, Zifferngruppen zusammenfassen, Ausschlusskriterien beachten. Und erst die ganzen gutachterlichen Äußerungen für das Sozialamt, wenn ein Patient mal wieder seinen Schwerbeschädigungsgrad überprüfen lassen wollte und auf eine Erhöhung hoffte, die ihm Zugang zu einem Behindertenparkplatz ermöglichen! Die Ärztin redete sich den Mund fusselig, dass man nur mit einem Kennzeichen `AG` – außergewöhnliche Gehbehinderung – echte Vorteile hätte. Und das bekäme man nicht mit einer Arthrose, sondern nur bei Amputation. Die störrischsten unter den Patienten bestanden darauf, die Erhöhung trotzdem zu beantragen. Recht sollte schließlich Recht bleiben, nicht wahr. Also bekam Frau Doktor Gradinski öfter Post vom Versorgungsamt, wo sie handschriftlich auf sieben Seiten Auskunft über den Zustand ihres jeweiligen Patienten geben sollte. Netterweise war gleich ein Anschreiben dabei, das darauf hinwies, dass nach Paragraph soundso die Ärztin rechtlich verpflichtet sei, binnen zwei Wochen alle Unterlagen vollständig zur Verfügung zu stellen, auch die Arztbriefe und Befundberichte der Kollegen.

Automatisierte Programme halfen bei einigen Aufgaben. Da, wo es um Massenabfertigung ging, um leicht Standardisierbares, war die Digitalisierung nützlich. Aber wenn irgendwo ein winzigkleiner Fehler auftrat, ein menschlicher Irrtum, eine verkehrte Ziffer oder ein Häkchen in der falschen Zeile, dann hatte das an anderer Stelle oft gewaltige Auswirkungen. Der Flügelschlag des Schmetterlings, der auf der anderen Seite des Atlantiks das Wetter umschlagen lässt. Diese Metapher für Unberechenbarkeit wurde im Medizinsystem stets aufs Neue sichtbar an kleinen und großen Katastrophen im Privatleben der Menschen. Es konnte unendlich viel schief gehen; und irgendetwas ging *immer* schief.